

Michael Lissek

Helmut Heißenbüttel zum 100. Geburtstag: Wüste und Beduinen.

2021

<https://doi.org/10.25969/mediarep/21624>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lissek, Michael: Helmut Heißenbüttel zum 100. Geburtstag: Wüste und Beduinen.. In: *Rundfunk und Geschichte*, Jg. 47 (2021), Nr. 3-4, S. 84–88. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/21624>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://rundfunkundgeschichte.de/artikel/heft-3-4-2021/>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Helmut Heißenbüttel zum 100. Geburtstag

Wüste und Beduinen.

Oder: Vielleicht hat Heißenbüttel nicht laut genug geträumt.

Ein Vortrag von Michael Lissek

Dies ist der Abdruck eines Vortrages, gehalten am 26. Juni 2021 im Stuttgarter Literaturhaus. Anlass war der 100. Geburtstag des Autors und Funkredakteurs Helmut Heißenbüttel. Der Name, den die Veranstaltung in Stuttgart trug, lautete: „Happy Birthday, Helmut Heißenbüttel. Eine Geburtstagssaue.“

Der hier gefeierte Helmut Heißenbüttel war neben seiner Tätigkeit als Autor (für die er u. a. 1969 den Büchner-Preis erhielt) zwischen 1959 und 1981 Redakteur des Radio-Essays beim SDR. Diese Phase des Radios gilt bis heute als Goldene Zeit des Radios, als seltenes Zusammentreffen von Massenmedium und kulturellem Anspruch. Der Sendeplatz „Essay“ existiert bis heute, nämlich beim SWR in seinem zweiten Programm.

Michael Lissek, geb. 1969, ist seit 2017 Redakteur dieses „Essays“. Er war zwischen 1999 und 2017 Produzent und Autor von Radiofeatures und unterrichtet regelmäßig „Geschichte und Ästhetik des Radiofeatures“ an deutschen Universitäten.

Der Duktus des gesprochenen Wortes ist bei Abdruck des Vortrages beibehalten worden. Es sind keine Nachweise angefügt worden.

Sehr verehrte Damen und Herren,

auf der Homepage eines Autors des späten Heißenbüttelschen Radio-Essays – war es Ralf Thenior?, war es Wondratschek? oder der Bukowski-Übersetzer Carl Weissner? –: Auf einer Essay-Autoren-Homepage jedenfalls habe ich den Satz gelesen: „*Ich hatte das Glück für das Radio zu arbeiten, als in den Redaktionen noch Schriftsteller saßen und keine Journalisten.*“

Zu diesem Sound nickt man gerne, das klingt schön, das klingt nach *Willkommen Zuhause* und wie ein Manufactum-Satz, „*Es gab sie noch, die guten Redakteure*“. Der Redakteur als wertvolles, seltenes Ding, als Möbel vielleicht. Außerdem hält man ja ohnehin nicht viel von der blöden Journaille, das ist als Reflex gut eingeübt seit Balzacs „*Verlorenen Illusionen*“ und Karl Kraus. Sehr charmant wirkt heute die Vorstellung, dass in den Redaktionen irgendwann einmal Feingeister saßen und, beispielsweise, über ihren nächsten Lyrikband sinnierten. Männer (zumeist), die neben ihrer drögen Tätigkeit als Radiobeamte ein „Werk zu betreuen“ hatten (ein eigenes allerdings), die sich mit Prosaformen beschäftigten und sich auskannten mit Versmaß und -fuß. Denn solche belesenen und gebildeten Männer hatten Verständnis für die Schreibprobleme anderer Autoren, für das Herumirren in verworrenen inneren Schreiblandschaften. Und sie suchten dann (so ist das überliefert) ihresgleichen als Mit- und Zuarbeiter, andere Dichter und Denker, und sie kauften ihre Texte, und sie zahlten gut.

Sic transit gloria mundi, es kam der Tag, an dem all das verschwand, man weiß nicht recht, warum, vermutlich war „das System“ daran schuld, und danach war alles auf Produktivität, Geschwindigkeit, Verwertbarkeit und Jingletum getrimmt und beherrscht vom garstigen Journalisten. Die der Erzählung die

Information vorzieht; dem Experiment das Resultat.

Das sagt der zitierte Satz. Das ist der Mythos, der bis heute lebt und gehegt wird.

Je länger ich diesem Satz jedoch nachdachte, umso seltsamer fand ich die Dichotomie zwischen Schriftsteller hier und Journalist dort. Vor allem in einem „Funkhaus“. Müsste nicht auch, dachte ich, statt des *Entweder-Oder* ein *Sowohl-Als-Auch* denkbar sein? Müsste nicht eigentlich ein DRITTER, also *weder Journalist noch* Schriftsteller, im Radio und fürs Radio arbeiten? Ein ... wie wollen wir diesen Dritten nennen? Ein *Radiomacher* vielleicht?

Obwohl wir da gar nicht hinwollten oder hinsollten (und schon gar nicht heute und hier), sind wir auf dem nicht ganz radio-unspezifischen Feld des „*Großen Eigentlichen*“ angekommen. Auf einem Feld, auf dem ich ein Bier von einem Kellner serviert bekomme, der *eigentlich* Schauspieler ist. Ich einer Stadtführung zuhöre, die nicht von einer Fremdenführerin, sondern von einer jungen Frau durchgeführt wird, die *eigentlich* auf eine Mitarbeiterinnenstelle im Fach Archäologie wartet (und von den lausig entlohnten Lehraufträgen nicht leben kann). Man auf einen Baggerfahrer trifft, der eigentlich Bassist ist und auf den Durchbruch seiner Band wartet. Solcherlei.

Das Verhältnis von „Tun“ und „eigentlichem Wollen“ läuft *immer* in diese Richtung: Man *tut* etwas vermeintlich Banales, möchte aber *eigentlich* etwas Kreatives *machen*. Etwas Poetisches. Oder Akademisches. Künstlerisches. Etwas WERTVOLLERES eben. Eher nicht denkbar ist es in der umgekehrten Richtung: Ein Tänzer, der *eigentlich* Bankangestellter sein will; ein Maler, dessen *eigentliches* Ziel ist, Automechaniker zu sein. Beiden würde man sagen: Dann tu's doch. Oder nicht?

Sie ahnen, worauf ich hinaus will. Die Schriftsteller, die da in den Radioredaktionen saßen oder knapp daneben: Ja, das waren keine Journalisten, richtig, und von mir aus: *Gott sei Dank!* – aber sie waren eben Menschen, die *eigentlich* etwas anderes machen wollten. Bücher schreiben nämlich.

Und wie diese Autoren dieser vermeintlich „Goldenen Zeiten des Radios“, als nämlich noch Schriftsteller in den Redaktionen saßen, eben *dieses* Radio verachteten! Andersch. Enzensberger. Walser. Auch deren Autoren, Arno Schmidt vor allem. Nicht müde wurden sie, in Briefen und Tagebüchern ihre Tätigkeiten beim „Funk“ als Kärnerarbeit ihres unterforderten Geistes zu beschreiben, als „Brot-“, „Sklaven-“ und „Frondienst“. Als etwas, von dem es so schnell wie möglich loszukommen galt zugunsten des Eigentlichen: Des Romans, des Gedichts!

Nicht nur vielen Autorentexten der „Goldenen Zeit“, sondern selbst noch dem letzten mediokrinen Interviewer und seinen Fragen hört man einen servil-aggressiven Ton an, ein intellektuelles Schnöseltum, das sich des Machtinstruments „Radio“ zwar ohne Zögern bedient, es gleichzeitig aus hochgeistigen Gründen aber geringschätzt. Hören Sie Interviews der damaligen Zeit: Die Fragen sind meistens länger als die Antworten. Der Wunsch, erst der Honorare wegen beim Radio zu landen und dann des „Anspruchs“ wegen vom Radio zu fliehen, scheint epidemisch gewesen zu sein in diesen „Goldenen Zeiten“. Was ja auch irgendwie verständlich ist, denn: Wir kennen die Namen derjenigen, die wir „namhaft“ nennen, ja nur deswegen, weil sie nachher erfolgreiche Bücher geschrieben haben – nicht, weil sie fürs Radio arbeiteten. Wer sich einen Namen machen will, sollte woanders hingehen als zum Radio. Oder sagt Ihnen der Name Irmfried Wilimzig etwas? Das war

der Mann, der zwischen 1957 und 1978 in der Redaktion Radio-Essay *sämtliche* Manuskripte in Ton umbaute; der Haus- und Redaktionsregisseur Heißenbüttels.

Wilimzig *war* der Radiomacher in der Redaktion Radio-Essay.

Er ist unbekannt.

Und nicht nur, weil ich die Geburtstagsstimmung zum Hundertsten von Helmut Heißenbüttel nicht stören möchte, sondern weil ich es sehr ernst meine, sage ich: Das ist schon okay so. Man muss nicht Radio machen wollen. Man kann, durchaus, Romane oder Gedichte schreiben wollen, ich habe da gar nichts gegen. Und es widerspricht auch nicht im Geringsten meiner anarchistischen oder zumindest bataillanischen Gesinnung, das Radio panzerknackermäßig als Cash-Cow zu verwenden, hurtig (oder nicht so hurtig) ein paar Seiten zu schreiben und sich danach vom Acker zu machen, *take the money and run*. Das Radio als intellektuelle Transitstelle und ökonomische Tankstelle: Warum nicht?

Weil ... Leider: Und ich spreche hier als jemand, der das Radio und seine Möglichkeiten sehr liebt – ich spreche also als beleidigter Liebhaber: Weil sich der Radio-Essay in dieser Zeit, an diesem Ort, in Stuttgart, formal nicht sonderlich weiterentwickelt hat. Und wenig Lust auf Experimentelles hatte. Das muss man leider so sagen. Die spannendsten akustischen Entwicklungen und Möglichkeiten der 60er und 70er Jahre sind an der Redaktion „Radio-Essay“ vorbeigezogen wie ferne Frühlingwinde: Die Stereophonie; der Originalton im Feature & Hörspiel; die akustischen Spitzenklöppeleien des Pariser *Atelier création radio-phonique* Rene Farabets.

1967 vermerkt Helmut Heißenbüttel nach einer „Stereo-Feature-Tagung“, die Stereoaufnahme sei nur sinnvoll für Geräusche, der Radio-Essay brauche das nicht. 1975 immerhin

regt er gegenüber dem Programmleiter an, eine Reihe zu etablieren, „die dem reinen radiophonen Experiment dient“. Das kam aber nicht zustande.

Der Radio-Essay beim SDR war und blieb ein Schriftsteller-Sendeplatz. Es ging um Wort. Und Klang war sekundär.

Anders in Köln. Anders in Berlin. Anders in Paris. Anders in Wien. Anders in Zagreb. Anders in Sidney.

In Stuttgart? Ingeborg Bachmann über „Die Welt des Marcel Proust“: Ein nicht enden wollender Monolog, müde vorgetragen von einer blasierten Schauspielerin. Elfriede Jelinek über Thomas Pynchon (den sie mitübersetzt hatte): Eine Art langer Lexikoneintrag ohne persönlichen Bezug, vorgetragen von einer falsch betonenden Schauspielerin. Hans Wollschlägers Essays: arrogant verlesene Besserwissereien eines frühvergeisten Elitären, gespickt mit falsch verstandenem Freud. Arno Schmidt: Inhaltlich misogyn und (man staune) deutschnationaler Quatsch, formal in übelste Fünfzigerjahredialoge geschraubt, in eine gedrechselte Sprache, die niemand spricht. Selbst Ernst Jandls „Mitteilungen aus der literarischen Praxis“: Schnell, hektisch weggesprochene Nichtigkeiten, wie auf dem Sprung verfasst. Immerhin gesprochen von ihm selbst. Klangwüsten.

Erst in den späteren 70er Jahren, neben der Entwicklung der redaktionsinternen Sendereihe „Autoren-Musik“ und wie als begriffte man langsam die klangpoetischen Möglichkeiten des Mediums, entstanden einige wenige Produktionen, die ambitionierter und von der Akustik her gedacht waren. In Wolf Wondratscheks „Beat-Boss trifft Glitterhüuptling“ über eine Begegnung David Bowies mit William S. Burroughs wird David Bowie vom fröhlich delirierenden Amon Düül 2-Schlagzeuger Daniel Fichelscher gesprochen, der währenddessen auf einer Gitarre klimpert; in Ralf The-

niors „Old Fart at play“ wird mithilfe von Musik-Loops versucht, die deutsche Übersetzung von Captain-Beeheart-Texten auf seine Musik zu rappen.

Immerhin. Aber man muss es leider so sagen: Im Großen und Ganzen haben Klang, Stimme, Rhythmus, die Zartheit und mögliche Poesie des flüchtigen akustischen Moments, die Sinnlichkeit von Pausen beim Radio-Essay keine Rolle gespielt. Was bei dem zartfühlenden, an vielen Stellen perforierten, freundlichen und musikalischen Helmut Heißenbüttel, der noch dazu in seinen literarischen Texten wie kein zweiter mit Fundstücken, Zitaten und Materialitäten spielt, verwundert. Mich jedenfalls.

Dabei kann nur im Radio ein Text flüstern. Oder schreien. Nur hier kann er von links oben kommen oder rechts unten. Nur hier kann er pausieren oder sich selbst ins Wort fallen. Nur hier kann er Tempo machen oder sich verlangsamen. Im Inneren einer Hirnschale klaustrophob oder mit abendlichen Geräuschen zum Mauersegler werden. Im Radio kann ein Text ein anderer werden. Durch Geräusche. Musikkrisse. Assoziationsräume. Durch die Stimme eines Greises. Oder eines Kindes. Jemand summt. Jemand atmet. Jemand lügt. Ein Mann sitzt in seinem Zimmer und hört es. Draußen eine Straßenbahn. Text wird im Radio: Textur. Ein Gewebe aus Klängen. Das kriegt kein Buch hin. Das kann nur Radio.

„Ach, Sie wollen Hörspielmittel einsetzen?“, fragte mich einmal ein Autor, der auch schon für Heißenbüttel schrieb. „Nein“, antwortete ich: „Radiomittel.“ Radiomittel als akustische Intervention gegen die Schwellung des „künstlerischen Worts“. Aber da sind wir schon im Jahr 2021. Wo wir noch gar nicht hinwollen.

Denn ach, ich habe ein ungutes Gefühl bei diesem vermeintlichen Birthday-Crashing

und Essay-Bashing, das gar keines ist, sondern bloß, ich habe es bereits gesagt, die Wortmeldung eines beleidigten Liebhabers und eines Nachgeborenen, dem die Leistungen der Gründungsväter in Anekdoten und Schrülen vorerzählt wurden als Schlaflied und Anästhesie. *So schön wie damals wird's nimmer.* Da werde ich dann nervös und konsultiere das Hörfunkarchiv als Aufwachraum.

Und selbstredend war der Radio-Essay so, wie er zwischen 1959 und 1981 war, wichtig und richtig. Das wissen wir doch, das weiß doch jeder, der Radio-Essay war und ist ein Stück bundesdeutscher Kultur- und Literaturgeschichte. Er war, wie es aussieht, genau das Richtige für diese Nachkriegszeit, für beschädigte Männer, die sich zum Spielen zwingen mussten, und Frauen, die stimmlos am Rande genau dagegen anschrieben. Für eine Bevölkerung, die eine Menge zu klären und zu durchdenken hatte. Die authentische Hoffnung setzte auf die Macht des Wortes, eine utopische Hoffnung, dass das Wort es sei, das zum neuen Denken führe. Die den Wunsch hatte, einen anderen Diskurs zu hören. Und zu führen.

Der Radio-Essay des SDR wurde 10 Jahre nach dem Holocaust gegründet. (Vor 32 Jahren fiel die Berliner Mauer.) Was sollen uns da Textur und Klang und Mauersegler? Der Text, er wollte vielleicht kein anderer werden.

Und: Dieser „Extrabrocken für Intellektuelle“, wie Heißenbüttel gegenüber dem großartigen Archivar des SDR Edgar Lersch den Essay nennt, wurde geschluckt. Diese Klangwüste kannte Beduinen, die sie durchzogen. Was sie hörten, verstauten sie in ihrem Gepäck. Und erzählten in der nächsten Oase davon. Diese Schriftsteller-Redaktion war ein Sendeplatz von und für Multiplikatoren. Und der elitäre Gestus des Radio-Essays, die oftmals dröge Öde der klanglichen Umsetzung, der Vorzug der Distinktion vor der Kommunikation, war etwas, das nicht wenige reizte.

Zu hören. Und dafür zu schreiben. Das muss man als Redakteur erst einmal schaffen.

Vielleicht war der Radio-Essay für Helmut Heißenbüttel wirklich nur ein Job. Vielleicht auch wäre sein Versuch, etwas anders zu machen, ein *anderes Radio* zu machen, eine in dieser Zeit hoffnungslose, Vordrucke und Jahre füllende Angelegenheit geworden, eine endlose Absprache zwischen der Abteilung A und der Abteilung B, eine Reise ans Ende der Vernunft, eine niemals endende Verhandlung mit der Gewerkschaft der Schauspieler und der Organisation der Toningenieur*innen ...

Da legt man sich doch lieber zu den Akten.

In seinem im SWR-Archiv bewahrten Gespräch mit Edgar Lersch gibt Helmut Heißenbüttel 1980 und kurz vor seinem Verschwinden zu Protokoll, dass im Radio eigentlich kein Experiment möglich sei. Schließlich müsse man ja *senden*. Das Radio sei vor allem an der Produktion interessiert; die Seduktion müsse hintan stehen, ein Scheitern sei nicht finanzierbar ...

Heißenbüttel hat vielleicht nicht laut genug geträumt.

Und er ist, nicht wenig frustriert, schon mit 60 Jahren in Rente gegangen und an die Störmündung gezogen, in ein verwinkeltes altes Haus voller Schallplatten aus aller Welt und nach Sprachen und Geburtsdatum der Autoren geordneten Bücher, mit Ida weit weg von allem – und Stuttgart.

Ich hoffe, er hatte ein Radio dabei.
Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.